

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Am Rheinfall [Schluss]
Autor: Speck, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Moslim wieder erwacht aus seinem langen Zauberschlaf und dich, den Mützen, Abgehetzen aus dem Felde schlägt!

Schon vor Jahrhunderten galt das Wort: „Juden, Deutsche und Schweizer kommen überall hin.“ Solche, die ohne einen Rappen bezw. einen Para in der Tasche sich singend und fechtend die weite Welt ansehen wollen, die sich stolz „Orientkunden“ nennen und bei Christen und Mohammedanern sich zu Gaste laden, waren mir schon früher in Syrien und Aegypten begegnet; aber von einem anachronistischen Bützer, der zu Fuß nach Jerusalem pilgert, hatte ich noch keine Spur gefunden. Hier im Herzen Kleinasiens hörte ich von einem, den — einen tüchtigen Mechaniker — auch die glänzende Offerte, bei großem Lohn in den Werkstätten der Bahn zu bleiben, nicht davon abbrachte, ohne Geld und ohne jede Kenntnis der Gegend und der Sprache die Reise nach dem heiligen Grab fortzuführen, wozu ihn sein heimatlicher Seelenhirn an den Ufern des Bierwaldstättersees wegen einer Übertretung des zehnten Gebotes verdammt hatte. Die Sache klingt ganz mittelalterlich, für moderne Ohren unglaublich, und doch ist sie verbürgt. Ein deutlicher Beweis, daß die einstige Großmacht und die Sancta simplicitas noch gesinnungstüchtige Jünger haben.

Noch eines andern Vorfalles, der ebenso unscheinbar wie charakteristisch ist, sei hier zum Schluß gedacht. Am Vorabend unseres Abschiedes von Esst-Chehir, in dessen Nähe sich bekanntlich auch die größten Meeresschaumgruben der Erde befinden,

kam ein Einheimischer in unser Hotel, um rohbearbeitete Erzeugnisse seiner Kunst zum Kaufe anzubieten. Ich wählte einen Biseifenkopf, in dessen archaischer Schnitzerei man mit Zuhilfenahme der Phantasie das gehörnte Haupt einer Gazelle erkennen konnte. Nachdem er mir in der bekannten Weltsprache mit Hilfe seiner Finger die Anzahl Piaster, die er wünschte, genannt hatte, raunte mir ein zufällig anwesender Griech in seiner Muttersprache zu, ich solle ihm nur die Hälfte geben. Ich gab ihm aber, da der verlangte Preis sehr mäßig war, was er wünschte, und freudestrahlend steckte er's ein. Als er seine Hausrerise beendet hatte, lief er nach Hause, und ins Hotel zurückgekehrt, klopfte er in später Stunde an mein Zimmer und überreichte mir, indem er zum Zeichen des Dankes die Hand aufs Herz legte, einen schönen Klumpen Meerschaum in einem seidenen Säckchen zum Andenken an den dankbaren Hafan in Esst-Chehir. Wie wenig gehört doch dazu, um diesen großen Kindern der Natur, die ja so sehr daran gewöhnt sind, von den „Essendis“ schlecht behandelt zu werden, eine Freude zu machen! Solche edle Charakterzüge versöhnen uns mit manchem abstoßenden Bilde, den jahrhundertelange Bedrückung und eine geisttötende Religion dem armen Volke aufgeprägt haben. Möchte die Zeit nicht mehr ferne sein, da diese Völker auch die Segnungen einer gesunden europäischen Kultur genießen können, ohne ihre guten Eigenarten zu verlieren!

Dr. Carl Camenisch, Chur.

Am Rheinfall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Georges Speck, Schaffhausen.

(Schluß).

Hamann fuhr auf. Konnte er da leben? Und seine gefolterte Seele schrie: „Nein!“ Bwarz, hinten lag der große Klostergarten, und dort war der treue Pankratius. Ja, der Baumgarten mit den blumigen Wiesen war schön, und der alte Pankratius war gut. Aber dennoch . . . Und hinten ging der Strom grün und still und ruhig. Aber der Fall war nicht da, mit seinem Gesang. Da lag er die ganze Nacht wachend in seiner Zelle und horchte auf das Lied des Falles. Und auch sonst war alles anders. Er war eingekleidet und mußte in der Kanzlei arbeiten. Er war vielleicht Abt und mußte ernst und streng den Vorteil des reichen Stiftes wahren. Er mußte den Frommen als der Frömmste ein Vorbild sein. So hatte er keine Zeit, in den Garten zu gehen, wo der treue Pankratius brummend die Bäume putzte. Und der Strom, der Garten und alles dies, das machte ihn nur traurig, wenn er einmal dorthin kam; denn es würde in ihm eine grenzenlose Sehnsucht erwecken.

Wie konnte er leben, da man ihm die Lust entzog und sie mit Weihrauch schwängerte? Wie konnte er der Frömmste der Frommen sein, da man ihm seinen Gott, die Natur, nahm? Die Natur war sein Gott . . . ja . . . und die Herrin, die Herrin!

Er preßte die Stirne mit beiden Fäusten. Er würde dort zugrunde gehen, langsam und qualvoll dahinsiechen!

Er schlug sich heftig an die Stirne. Sollte er gehen? . . . Oder bleiben? Bleiben! Er fühlte erst jetzt, wie er mit jeder Faser an dem Strome, dem Brunnen im Hofe, der Linde, den Feldern, dem Walde hing. Oder, eigentlich . . . Ja, das war ja alles die Herrin, nur die Herrin!

Und wenn er blieb, was wollte er hier tun? Die Herrin war gut, so gut. Aber ob sie ihn liebte? Sie wußte ja seine sündigen Gedanken nicht. Und sie war

frömm. Sie würde es nicht wünschen wie der alte Rüege, nicht dulden, daß er sein Gelübde brach, da sie geschworen hatte, ihn zu hüten!

Und dann war da sein großer Pate, der Abt Johannes Peyer. Er hatte ihn gehalten wie ein Kind und ihn geliebt, mehr, wie ein Klostermann lieben darf! Er hörte seine traurig sanfte Greisenstimme und sah sein edles Antlitz, in dem die alten Augen aufleuchteten, wenn er zu ihm von seinen Hoffnungen sprach.

Hamann richtete sich stöhnend auf.

Er würde hier in Sünd' und Schande leben, sich verzehren um die Herrin, und seinen Wohltäter dort, den würde er morden, wenn er bliebe! Also mußte er gehen!

„Gehen . . . gehen . . .“ murmelte er, und in seinem Innern schwoll ein ingrimmiger Trotz, ein namenloses Weh empor. Und beides verband sich zu etwas Schrecklichem, Ungeheuerlichem. Es wurde zur Furie.

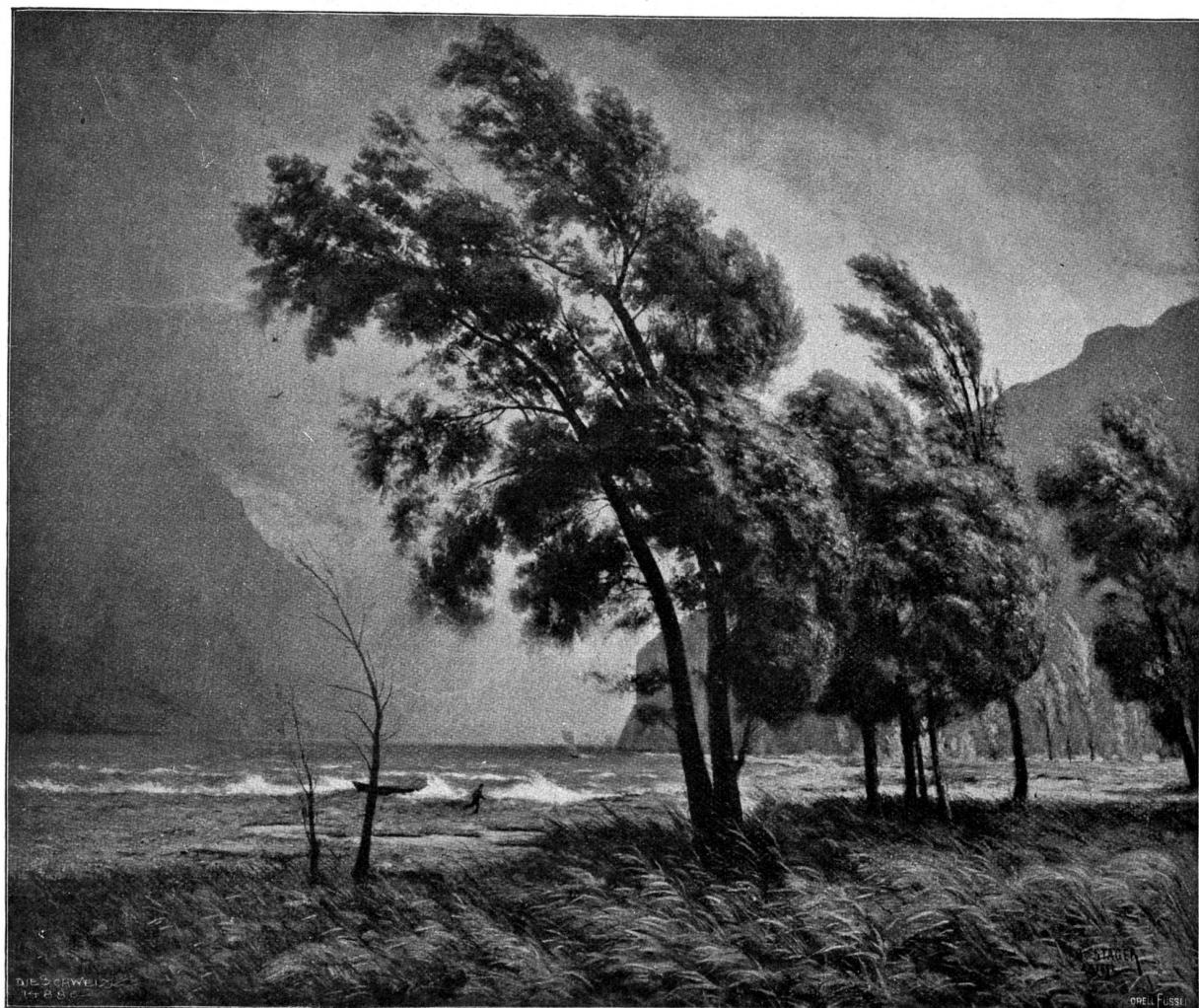
Er lehnte wie gebrochen an der Mauer und kämpfte . . . kämpfte . . .

Es dauerte lange. Dann richtete er sich plötzlich auf: „Die Pflicht!“ sagte er laut und hart. Er ging nach dem Spind, worin das blaue Barett der Herrin lag. Da war auch die Rute. Er nahm die Rute heraus und legte sie auf das Bett. Dann kleidete er sich aus, bis er nackt stand. Er strich sich prüfend über den Leib. Er war stark geworden. Aber das Fleisch war viel zu weich, zu schön. Er fühlte nach der Rute. Die war hart und die Dornen scharf.

Plötzlich schlug er sich heftig über den Leib. In seinem Inneren quoll etwas auf, das stolz und schmerzlich schien. „Die Pflicht, die Pflicht!“ murmelte er und schlug wieder zu, und dann wieder. Es tat weh. Hier und dort quoll das Blut hervor und schwärmte das Fleisch. Aber er biß sich auf die Lippen . . . „Die Pflicht . . .“



Fiescherwand (Berner Oberland).
Nach Originalzeichnung von Emanuel Bürgy, Basel-München.



Sturm bei Weesen. Nach dem Gemälde von Balz Stäger, Zürich.

Die Rute zischte durch die Luft. Es war ein schneidendes Gesang, bei dem die Melodie des Stromes verstumme. Hamann geriet nach und nach in eine Art Raserei. Jeder Streich schien ihm eine Wollust, wie wenn man eine schmerzende Brust preßt.

Der Strom sang. Es regnete immerfort, still und stetig. Von dem Dache klang ein trippelndes Geklingel, und durch die geschlossenen Läden drang der feuchte Duft des Regens herein.

Sonst war alles still. Nur die Rute zischte durch die stille Finsternis und fiel mit einem knisternden, klatschenden Geräusche auf das nackte Fleisch, so lange, bis Hamann zusammenbrach — — —

Als der späte Herbstmorgen trüb und grau heraufdämmerte, erwachte Hamann, der den ganzen Rest der Nacht nackt vor dem Bett gelegen hatte vor Erschöpfung. Er stand mit Mühe auf, da seine Glieder in der kalten Morgenluft erstarrt waren. Sein Leib war matt und zerschlagen. Wenn er sich bewegte, fühlte er, wie die blutrünstige Haut mit einem zuckenden Schmerze aufbrach. Er kleidete sich an. Dann öffnete er das Fenster, daß nach dem Strome schaute. Die ganze Welt schien

ein Grau. Über dem Strome dampfte träge der Nebeldunst. Aber die Wiesen waren von dem Regen frisch und grün geworden. Die vom Regen gewaschenen Steine glänzten vor Feuchtigkeit. Das Buschwerk, das bis hinunter an den Rhein zog, färbte sich bunt. Manchmal löste sich müde ein Blatt und fiel schwer auf die regenfeuchte, braune Erde, wo schon viele, viele Blätter lagen.

Ja, die Blätter fielen. Und der Fall donnerte dumpf und schwer seine gewaltige Melodie. Man konnte den Fall nicht sehen unter den Nebelmassen, die darüber wogen. Man hörte nur das dumpfe Donnern. Hamann hörte dem Falle zu und dachte bei seiner Musik über die Zukunft nach. „Tugend ist das Höchste, und die Tugend gebürt die Pflicht... die Pflicht!“ Es fror ihn, und sein Leib war völlig erschöpft. Aber diese Mattigkeit erschien ihm wie eine wohlige Erholung, da sie ihn stark mache. Der Kampf war noch nicht aus, noch lange, lange nicht! Er würde wieder beginnen, wenn sein Blut wärmer wurde und wenn die dunkle Nacht kam. Hamann sah auf die Rute, die am Boden lag. Die Dornen waren blutig. Er hob sie auf und legte sie in das Spind zurück.

Als dann die Herrin rief, ging er zum Morgenessen. Sie war blaß und hatte dunkelgeränderte, todtraurige Augen. Nachdem sie ihm die Milch in die Schüssel gegossen und das Brot geschnitten, setzte sie sich müde hin und sah ihn an. Sie saßen so eine Weile schweigend. „Eßt!“ mahnte sie herb. Er trank einen Schluck Milch und aß eine Krumme Brot. Nach einiger Zeit begann er langsam, mit ruhiger Stimme: „Ich muß mich wohl für die Zukunft vorbereiten.“ Frau Barbara faltete wie im Schmerze ihre weißen Hände, und ihr stolzes Haupt sank ein wenig tiefer. „Ich habe darüber nachgedacht,“ fuhr Hamann wieder ruhig fort. „Ich habe darüber nachgedacht und habe gefunden, daß ich ganz verwildert bin. Nur in der Tugend findet man Kraft zur Erfüllung seiner Pflicht. Es wird gut sein, wenn ich mein Fleisch mehr bezähme, um diese Kraft zu finden. Ich möchte — verzeiht, Herrin — ich möchte deshalb die kurze Zeit über, die ich noch hier bin, mich vorbereiten auf meiner Kammer, durch Fasten und Gebet.“

Er sah die Herrin an. Sie saß stumm da, und ihr Leib, der heute frauhaft weich und reif erschien in seiner Mattigkeit, zitterte. Sie senkte ihr Haupt noch tiefer, und Hamann, der dies als eine Zustimmung betrachtete, ging still in seine Kammer zurück. Er blieb den ganzen Tag dort, ohne zu essen oder zu trinken, und mühete sich, zu beten.

Aber er mühete sich vergeblich. Er dachte nur an die Herrin. Und als die Nacht kam, wurden seine Sinne wieder heiß und begehrlich. Da ging er langsam zu dem Spind. Er nahm die Rute heraus, entkleidete sich und geißelte sich dann wieder bis zur Er schöpfung — —

So vergingen all die kurzen Tage und all die langen, langen Nächte. Hamann blieb in seiner Kammer, fastete und betete. Betete? Ach nein, es war eigentlich kein Gebet.

Er kannte nur eine Erholung, das Geißeln, und er geißelte sich mit einer wahnsinnigen Wollust. Sein Leib war schrecklich mager geworden von dem vielen Fasten, und er war schwächer als damals, da er auf Schloß Laufen kam mit seinem Vater. Aber die Leidenschaft blieb. Nach Wochen stellte sich der alte böse Husten wieder ein, der immer ärger wurde. An seinem Körper war nicht eine gesunde Stelle. Wenn er sich des Abends müde gegeißelt, sank er nackt auf den harten Boden vor seinem Bett und erwachte erst wieder, wenn sein von der Kälte erstarrender, wunder Körper von dem heftigen, krampfhaften Husten geschüttelt wurde. Er traf die Herrin nur noch selten, da er nie mehr aus seiner Kammer herauskam und ihr überall auswich. Und wenn er sie einmal zufällig sah, wagte er nicht sie anzusehen und blickte auf die Seite. Aber sie sah ihn an mit todtraurigen Augen und sah, wie er zusammenfiel. Aber sie sagte nichts. Nur manchmal glühte in ihren dunkeln müden Augen ein fremdes Feuer. Die Dienstleute hatten sie noch nie so stolz, ja hart gesehen, wie sie nun war. Sie fürchteten sich und taten eifrig ihre Pflicht. Die Knechte pfiffen nur noch drüben in ihren Ställen, und die Mägde summten in ihren Kammern leise ihre alten Lieder. Wenn zwei sich vergaßen und im Hofe lachten, brachen sie plötzlich ab und sahen scheu zum Fenster der Herrin hinauf.

Und doch war sie manchmal gut. Die alte Urs hatte es neulich selbst gesehen, wie sie das kleine Kind eines Hörigen auf die Arme genommen, es gehorzt und geküßt hatte. Manchmal auch stand sie selbstverloren da und schaute irgendwohin. In ihren Augen brannte dann das fremde Feuer und auf ihrem Gesichte lag eine große Sehnsucht. Selbstvergessen stand sie dann da, und ihr ganzes Wesen, ihr Leib, ihre Glieder, alles drückte eine grenzenlose Sehnsucht aus, die Sehnsucht des Weibes, sich zu geben. Ihre Augen waren todtraurig und müßig. Aber auf der stolzen Stirne lag ein eigener Reiz; ihre Formen schienen weicher, reifer zu werden, und auf dem ganzen Wesen lag der namenlose Reiz des reifen Weibes. Sie war noch nie so schön gewesen — —

So war der Tag vor Allerheiligen gekommen.

Der Himmel sah nach Schnee aus, und den ganzen Tag brauteten graue Nebel, füllte ein endloses Grau die Luft. Es war naßkalt und trüb. Am Morgen hatte es den ersten Reif gehabt. Man sah noch jetzt, am Nachmittage, die Spuren davon auf den kahlen Zweigen, die trostlos in die graue Luft hineinwuchsen. Da und dort zitterte ein karminrotes Blatt wie ein bunter Wimpel an den kahlen Reisern, jederzeit bereit, langsam und müde auf den Boden zu fallen.

Es war still, ganz still. Der Hof, die Häuser, das ganze Schloß schien wie ausgestorben, lag da, wie von einem düstern Traum besangen. Die Stille machte bange, und die graue Leere der Luft, durch die hin und wieder mit schwerem dunklem Flügelschlag geräuschlos ein Rabenzug zog, machte traurig, weckte eine dumpfe Schwermut, die sich dunkel auf die Seele legte und die Sinne trübte. Aus verlorener Ferne klang dann und wann ein Jauchzen herüber. Es mochte von den Feldern kommen, wo die Mägde die letzten Rüben ausgruben. Das Jauchzen drang mühsam durch die graue dicke Luft, die kaum davon in Bewegung kam. Es war, als werfe man einen harten Gegenstand in einen Kessel voll flüssigen Bleies. Die Knechte waren im Walde, um Holz zu fällen. Man hörte manchmal einen matten Axtschlag. Die Töne blieben in der schweren grauen Luft stecken; sie versanken darin wie ein dumpfer Seufzer.

Hamann saß am Fenster seiner Kammer, das auf den Strom hinausging. Er saß nun schon den ganzen Tag so, trotzdem ihn fror, und starrte auf den Strom. Er sah aus wie ein Sterbender und war so schwach, daß er kaum sitzen konnte. Seit drei Tagen hatte er nichts mehr gegessen. Er war todmüde vor Schwäche, und sein Leib, der vor Kurzem noch so stark gewesen, war zart wie ein junger franker Mädelleinleib. Die Kuppe schlotterte in weiten Falten um die abgezehrten Glieder wie ein Totenhemd. Sein Gesicht zeigte eine durchsichtige Blässe, und der festgeschlossene, herbe Mund hatte dünne, farblose Lippen. Aber die Augen glühten düster. Wenn man diese Augen anjäh, vergaß man den durch die Askese geschundenen Leib.

Er sah so zum Fenster hinaus, vor Kälte zitternd. Draußen zog kahles Buschwerk bis an den Rhein hinab. Ganz unten hingen müde Weiden traurig in den Strom. Von den Hammerwerken herüber klang ein mattes Pochen und Klingeln. Hinten zogen fahle Wiesen den Berg hinan. Weiter hinten starrten kahle Bäume in die Luft. Die nackten Äste waren trostlos, und die starken braunen

Stämme schienen sich dort zusammenzudrängen, wo sie in der Ferne in einer blassen violetten Dämmerung, im Nebelgrau des trüben Herbsttages versanken.

Der Strom zog graugrün, langsam und schwer daher. Die Wasser stießen müde an die Riffe, gingen schneller und schossen plötzlich unhaltbar und kraftlos den Fall hinunter. Er sang sein altes Lied. Aber es klang heute in der frostiggrauen Luft freudlos, dumpf und schwer. Hamann sah nach dem Falle, und auf seine Seele legte sich eine dumpfe Angst. Die Wasser gingen dumpf und schwer nach der Tiefe. Es war ihm, als sehe er ein unabwendbares Schicksal, das sichtbar, mit dröhnenden Schritten langsam und schwer daherkam und vor dem es kein Entrinnen gab. Er sah nach dem weiten Becken, wo sich die Wasser träge sammelten, mit müdem Atemzuge an das Ufer schlugen und dann langsam nach der grauen Ferne zogen, irgendwohin . . .

Das Lied des Falles schien ihm ein dumpfes Requiem, und der Strom, der so dunkel und müde nach der grauen Ferne zog, schien ihm ein Heimatloser, der mit müden Schritten und einer grenzenlosen Traurigkeit im Herzen einem unbestimmten Etwas entgegenging. Und er fühlte plötzlich einen heftigen Schreck. Es war ihm, als sei das alles der Tod und er schon halb gestorben. Er schaute nach dem festen Inselschlosse Wörth, das stumm und düster aus den grauen Wassern emporstieg. Das Schloßchen schien wie ausgestorben, und die graue Luft schien ein gefräßiges Ungeheuer, das den Strom, das Schloßchen und alles verschlang. Da flatterte plötzlich etwas von den Zimmern. Er schaute aufmerksam hin und sah, wie man bunte Tücher hinaushing mit dem Wappen des Klosters Allerheiligen. Der alte Gälzer rüstete sein Schiff und schmückte es mit Blumen und grünem Reisig.

Es war der Tag vor Allerheiligen. Wie konnte er das vergessen! Heute kamen die Klosterleute. Ja . . . Und da mußte er gehen . . . gehen . . . War er bereit? Er hatte gefastet, gebetet, sich gegeißelt . . . um nichts!

Er schlug die Hände vor sein Gesicht, und es fäste ihn eine namenlose Angst. War er bereit?

„Die Pflicht!“ murmelte er. Er horchte nach der Kammer der Herrin, aus der ein leises Geräusch herüberdrang, ein trauriger Ton, von dem man nicht wußte, was es war. „Die Pflicht . . .“ stammelte er. Er fiel auf die Knie und betete:

„Du heiliger Gott . . .“ Aus der Kammer der Herrin herüber drang wieder ein Geräusch. Es klang jetzt ganz deutlich wie ein schotterndes Schluchzen. „Du heiliger Gott . . .“ stammelte er. „Gib mir Kraft . . . mir Kraft . . . und den Frieden!“ Ich will allem entsagen und nur dir gehören. Du großer Gott, du herrlicher Gott, ich liebe dich, nur dich . . .“ Er log. Aus der Kammer der Herrin klang ein verhaltenes Schluchzen, und der Fall schien immer zu singen: „Barbara!“ Hamann schüttelte ein Fieber. „Ich habe gelogen,“ murmelte er. „Was kann ich dafür, daß ich nicht nur dich liebe, Gott?“ sagte er trostig. Dann sank er plötzlich zusammen, voll Angst. „Gib mir Kraft, du Allmächtiger . . . Nur heute . . . heute . . . Was soll ich dir sagen? Du, der alles weiß, du siehst meinen Kampf; er ist hart und ehrlich. Erbarme dich meiner . . . erbarme dich deines Knechtes! Läß mich ein würdiger Diener sein! Bist

du nicht groß und gut? Ich . . . ich . . .“ Er konnte nicht mehr denken. Die Brandung ätzte: „Ba—ar—bara . . . Ba—ar—bara!“ und der Fall sang, brüllte: „Ich liebe dich . . . Ich liebe dich!“ Und aus der Kammer drang das Schluchzen der Herrin.

„Der Geist ist willig, Herr; aber das Fleisch ist schwach!“ murmelte er traurig. „Aber ich will, Herr . . . Ich will . . .“ rief er verzweifelt. Das Fieber rüttelte heftiger an seinem kranken Körper. Er warf die Kette von sich, sodaß er nackt dalag. Man sah den abgezehrten Leib, der über und über bedeckt war von blutrünstigen Wunden. Er kroch auf sein Bett zu, an dem die Rute hing: „Ich will dein sein, Herr . . .“ Da sauste der erste Schlag hernieder . . . dann der zweite . . . Eine der schwärenden Wunden brach auf und blutete. Er biß die Lippen zusammen. Seine magere Kinderarme schienen plötzlich stark zu werden und führten stetig und kraftvoll die Rute. Sein ganzer Leib blutete. Aber der Strom sang: „Ich liebe dich . . .“, und sein Blut sang: „Ich liebe dich . . .“

Das Schluchzen war verstummt in der Kammer der Herrin. Aber es war, als ginge jemand in unsicherer Angst vor der Türe auf und nieder. Die Rute sauste durch die Luft und fiel klatschend nieder auf den Leib. Und Hamann sang wie wahnhaftig im Takt dazu: „Ich liebe dich, Barbara . . . Warum willst du nicht, mein Gott? Barbara, ich liebe dich!“

Die Schritte draußen verstummt, und eine unsichere Hand öffnete langsam die Tür.

Es war die Herrin. Sie hatte rote Lider und bleiche Wangen. In den großen dunklen Augen brannte das fremde Feuerlein, und unter dem weißen Mantel blühte der reife Frauenleib.

„Ich liebe dich, Barbara . . . Barbara, ich liebe dich . . .“ sang Hamann wie wahnhaftig. Er lachte und schlug immer zu.

Da kam die Herrin auf ihn zu. Die dunkle Angst, die sie hergetrieben, verschwand, und der Anblick erschreckte sie nicht; sie hatte das alles schon gewußt, geahnt. Ihre dunklen Augen leuchteten, und es war, als sei etwas darin erwacht, was längst geschlafen . . . etwas Schönes! Von ihrer Stirne war die Herrin verschwunden, da war nur das Weib. In ihren Augen, ihren Gliedern war das Weib erwacht. Sie kniete vor ihm nieder und sagte leise: „Hamann, Hamann!“ Da warf er die Rute fort und stammelte: „Ich liebe dich, ich liebe dich . . . Ich habe gekämpft . . . Aber Gott will nicht . . . Ich liebe dich!“

Er wollte zusammensinken vor Schwäche. Sie löste ihren Mantel und schlang ihre Arme um seinen blutenden, kranken Leib. Er spürte die Wärme ihres Busens und das schwelende Fleisch ihres Frauenkörpers. Und während sie sich umarmten, besaßen sie sich geistig, voll und ganz, rein und leusch. Er zitterte, und sie drückte ihn heftiger an sich, daß er nicht falle. Sie blieben so eine Weile. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper. Er lächelte matt und murmelte: „Das ist das Leben, weißt du? . . . Das wahre Leben!“ Und in ihren Augen lag ein grenzenloses Bedauern darüber, daß sie nie gelebt, das wahre Leben nicht erkannt hatten. Sie küßte ihn, und während sie seine brechenden Augen schloß, murmelte sie trübe: „Was sich lieb hat, soll man nicht trennen . . .“



Jakob Schwyzer, Bannerherr von Zürich.
Nach dem Bildnis (1564) von Tobias Stimmer in der
Deutschen Kunstsammlung zu Basel.

„Ho—o—hoo!“ schrie über den Strom der alte
Gälzer. „Man ko—o—ommt . . . Se—eh—eht euch vo
—o—or!“

Aber die Herrin hörte ihn nicht. Sie hielt den
Toten in ihren Armen, als solle er an ihrem Körper
erwärmen, und küßte ihn, als könnte er so gesund werden.
Es war ganz still. Nur der Fall donnerte, immer
... immer . . .

Sie legte den Toten, der leicht wie ein Kind war,
auf das Bett und breitete ihren weißen Mantel über
ihn hin. Dann setzte sie sich an seine Seite zur Toten-
wacht.

Vom Hofe herauf klang das Geräusch von vielen
Schritten. Die Schritte kamen langsam die Turmstiege
herauf und hielten vor der Kammer. Dann trat durch
die noch offene Tür der Abt von Allerheiligen herein.
Er hustete heftig, daß seine hohe, gebogene Gestalt schütterte,
und seine alten Augen sahen in bangem Schrecken nach
der Herrin, die immer noch ruhig am Bette saß, die
weißen Hände in ihrem Schoße gefaltet.

„Herrin,“ begann er, und seine traurig sanfte
Greisenstimme zitterte. „Herrin, wo ist Hamann . . .
Hamann?“

Da schaute die Herrin langsam auf und deutete
schweigend nach dem Toten. Der Greis stand eine
Weile stumm. Dann faltete er die Hände, beugte sein
greises Haupt und sagte leise und traurig: „Dein Wille
geschehe, Herr! Ich glaubte es gut zu machen; doch du
hast es anders beschlossen, weil ich mein Herz zu sehr
an ihn hängte . . .“ Er ging langsam auf das Bett zu
und hob den weißen Mantel der Herrin, der den Toten
deckte. Da sah er den blutigen, zerschundenen Leib, und
ein Weinen unterdrückend, sagte er langsam und nach-
denklich: „Er war ein Heiliger . . .“

„Er war es,“ murmelte die Herrin und war traurig
darauf, daß er es gewesen. Zu was soll es Heilige
geben in der Welt? Das Leben brauchte keine Heiligen,
es braucht nur echte, reine Menschen!

Der Abt ging vor die Türe hinaus. Dann kam
er wieder herein mit sechs Mönchen, die eine Tragbahre
trugen. Die Bahre war mit späten Ästern und Rejedien
geschmückt, zu Ehren des Konventualen. Sie legten den
Toten darauf und trugen ihn schweigend in den Hof
hinunter.

«Re-e-quiet!» sang eine dumpfe, traurige Stimme.
Und indem sie zum hintern Tore hinaus nach dem
Strom hinunter zogen, sangen die andern im Chore
mit langen, mystisch dunklen Tönen: «Requiem aeternam
dona eis, domine, et lux perpetua luceat eis. In me-
moria aeterna erit iustus: ab auditione mala non
timebit . . .»

Der Gesang verklang in der Ferne. Die Töne
schienen in dem beginnenden Nebel stecken zu bleiben
und drangen nur als ein dumpfes Summen heraus.

In der Kammer blieb ein schwacher Duft von Re-
jedien zurück. Die Herrin trat an das Fenster und
schaute hinunter nach dem Strom, wo eben das bekränzte
Schiff der Klosterleute abstieß.

Das Schiff fuhr langsam in den grauen Nebel hinein,
der über dem Wasser aufstieg. Die Mönche sangen
noch immer. Das Schiff fuhr langsam über den Strom
und versank nach und nach mit dem dunkeln Schatten

des Schloßchen Wörth in dem zunehmenden Nebel. Die Lust wurde noch frostiger, und der Nebel und die Dämmerung verschlangen nach und nach den Wald, den Strom und das Schloß. Der Nebel fraß alles auf, wie ein gefräßiges Ungeheuer. Von der fernen Stadt Schaffhausen herüber wehte ein kalter Wind. Und mit dem Winde flutete in breiten, harmonischen Wogen das Geläute der großen Glocken von dem Kloster Allerheiligen durch das Schattenmeer der grauen Dämmerung herüber. Und all dies, die wachsende Dämmerung, der donnernde Fall, das Geläute der Glocken regte in der Seele ein traumhaftes Sehnsuchtsgefühl nach irgend etwas und machte traurig, unsäglich traurig.

Auch die Herrin war traurig, und ein grenzenloses Weh zog ihr Herz zusammen wie ein Krampf. Die Glockentöne schienen dumpfe Stimmen zu sein, die in dem scheußlichen Grau des Nebels ertrunken waren und fernher wie ein leises dumpfes Weinen klangen. Und während der Fall donnerte . . . immer . . . immer . . . und die Glocken weinten, lehnte die Herrin wie gebrochen an der Mauer und weinte bitterlich . . .

Aus dem Hofe heraus erscholl der Lärm der heimgesuchten Knechte und Mägde. Da faltete die Herrin vor Hamanns Bette still ihre weißen Hände. Dann ging sie langsam in den Hof hinunter. Der wehe Zug in den Mundwinkeln trat stärker hervor, und die Augen schienen dunkler und größer. Aber ihr Schritt war der Schritt der Herrin, und auf der reinen Stirne leuchtete die namenlose Güte des Weibes.

Zu den zwei Bildnissen des Tobias Stimmer.

Schlicht und bieder stellt uns Tobias Stimmer in den beiden Bildnissen ein wackeres Ehepaar vor, den Bannerträger der Stadt Zürich, Jakob Schwyzer, und dessen Gattin Elisabeth Lochmann. Sie stehen vor dunkelgraublauem Grunde; der rote Plättchenboden und das scharfe Seitenlicht weisen auf den Hausflur, wo die Beleuchtung dem Künstler ermöglichte, das Interesse an dem Porträt durch malerischen Effekt zu steigern. Stimmer liebt das starke Licht, das grell und spitz auf die Gesichter fällt und den Körper vom dunkeln Grunde abhebt. Er konturiert mit breitem, schwarzem Strich und bleibt leider von Fehlern in der Zeichnung nicht frei. Aber dennoch tragen seine Bildnisse die Kraft lebenswahrer Überzeugung in sich; er schildert frisch und wahr, ohne Schmeicheler, mit kräftigen Farben und unmittelbarer Auffassung. Er gibt den Charakter der Personen, die ruhige Ergebenheit des hochgewachsenen, überlegenden Mannes und das zielbewußte, dezidierte Wesen der kleinen, korpulenten Gattin in fein empfindenem Gegenjaz. Das Licht fällt von hinten seitlich ein und wird als Reflex zurückgeworfen, ein an sich interessantes Problem, das der Künstler aber nicht konsequent durchführt; die störenden Schatten lässt er einfach weg. Die Nuancierung der roten Kleidung des Mannes ist sehr geschickt variiert und durch die wenigen Schattenpartien von einheitlicher Gesamtwirkung. Überhaupt tritt das Licht überall belebend auf; hell lässt es den klaren Blick des Herrn aufleuchten und das frische, von blühender Gesundheit strohende Gesicht der Dame aus dem sauberen Kopftuch lebhaft hervorschauen. Die Hände sind schlecht gezeichnet, unrichtig in den Proportionen; aber Stimmer hat diesen Mangel aus der Schule des Hans Asper übernommen und ihn auch in späteren Jahren nie ganz zu tilgen vermocht. Charakteristisch für ein starkes Selbstbewußtsein und tüchtiges Hausregententum ist die resolute Haltung der Dame, intimer das kleine Hündchen, das sich an das Kleid anschmiegt, während die sorgfältig zusammengelegten Handschuhe die Würde des großen Momentes



Elisabeth Lochmann, Jakob Schwyzer's Gattin.
Nach dem Bildnis (1564) von Tobias Stimmer in der
Öffentlichen Kunstsammlung zu Basel.